

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránka: **II**

für Schritt an der glatten und steilen Wand; ab und zu versuchte sie sich mit den Flügeln zu helfen, doch naß und tot klebten sie am zarten Körper. Am schlimmsten war es, daß man sich nicht ausruhen konnte — gleich glitschte man in den Abgrund. Schließlich erreichte die Fliege den Gipfel der steilen Wand, den gerundeten Rand der Waschkübel. Da ruhte sie aus. Nach der Rast begann sie die Flüsse zu spreizen und zu dehnen; auch die Flügeln bewegten sich nach und nach zitternd.

„Jetzt glaubt sie sich gerettet — wie ihre großen Augen leuchten!“

Der Kleine lächelte kühl, schnellte den Zeigefinger vom Daumen und die Fliege platschte mit solcher Wucht ins Wasser, daß sie tief unter sank. Langsam und stoßweise gelang sie an die Oberfläche. Dort schaukelte sie so ruhig, als wäre sie tot; kleiner erschien sie mir, weit kleiner als vorher, fast nicht größer wie ein Mückenchen.

„Die Flügel sind jetzt kaputt!“ bemerkte der Kleine. Und tatsächlich ließen sich die Flügel nicht mehr lösen; wie nasse Spinweben waren sie an den Körper festgeklebt. Ab und zu zuckte die Fliege leicht, aber auch nur mehr mit den vorderen Füßen, dann war sie wieder still.

„Jetzt“, erklärte der Kleine, „jetzt würde sie vor bloßer Angst schon sterben, denn sie sieht das Ufer nicht mehr und rings um sie herum liegt das Meer. Nun will ich sie aber wieder aufwecken!“

Er trat zum Bett, fing eine zweite Fliege, schleuderte sie ins Wasser und stieß sie mit dem Finger zur sterbenden. Die zweite war wohl jünger und stärker als die erste, denn sie warf sich mit wilder Kraft gegen die Wellen, erhob sich stoßweise und schwirrte mit den ausgebreiteten Flügeln. — So dürrte sich von weither das Bett und Fluchen des Semanns anhörend, der untergeht und mit letzter Kraft sich gegen das Ertrinken wehrt.

Als sie sich beruhigt hatte, drehte sie sich langsam im Kreise und sah sich um.

Die erste Fliege lebte wieder auf, wie sie die Freundin in ihrer Not vernahm; die dünnen Beine begannen mit kurzen schnellen Stößen zu rudern.

Der Kleine machte mich aufmerksam: „Die Mücke ist ein unbarmherziges Tier! Die beiden hier sind vielleicht Bruder und Schwester, oder zumindestens spielten sie einmal miteinander — nun sehn Sie mal!“

Wie sich die zweite Fliege an der Oberfläche und im Umkreis so umsaß, bemerkte sie die erste, welche nach den steilen, hellen Felswänden glotzend, mit verzweifelter Kraft dem Ufer zustrebte. Nun schellte sie sich mit einigen kräftigen Stößen der Flüsse und Flügel zur sterbenden und tauchte sie tief unter; so kramerte sich wohl der Seemann an einen schwimmenden Pfosten.

Die erste wehrte sich nur einen Augenblick; nur ein einziges Mal zuckte sie in müder Verzweiflung unter dem Wasser, so daß ihr dicker Kopf unter dem unbarmherzigen Reiter erschien; hierauf zogen sich alle Flüsse zusammen und drückten sich eng an den Körper.

„Schluß!“ verkündete der Kleine.

Die zweite Fliege flüchtete wie im Sprung von der toten, so daß sie sich die Flügel und Augen bespritzte. Mutig und energisch schwamm sie zum Ufer, ganz anders als die erste. Der Kleine sah ihr mit stillem Lächeln zu.

„Nur Geduld, du mutiger Schwimmer!“

Er ging zum Nachtkästchen beim Bette und nahm ein Streichhölzchen. Mit diesem Streichhölzchen drückte er die Fliege um eine Dau-

Das tote Haus

Von Jean Desbordes

Auf dem weißen Hofe wächst ein Feigenbaum, der wenig Schatten gibt. Rings um den Hof spannt sich das Haus. Es ist lang, grau, niedrig, mit wildem Wein und Fenstern bedeckt. Es ist ein Haus der Träume. Ich möchte es unentwegt bewohnen.

Es steht auf einer ausgefahrenen Straße, von hohen Mauern begrenzt, wo die Sonne mehr wärmt als anderswo. Dort pflegte ich zu spielen. Ich trug eine weiß- und schwarzgewürfelte Schürze und Wollstrümpfe. Ich spielte auf folgende Art: ich setzte mich in die Sonne gegenüber der Mauer und wartete, bis mich die Wärme abstumpte, zermalme und in einen Stein verwandeln würde, der den Steinen in der Mauer gleich, die meinen Rücken wärmt. Dann wühlte ich zwischen meinen Füßen den Sand auf und ließ ihn zwischen meine Finger gleiten. Bereits als Kind kannte ich den lebenden Tod, die Träume am helllichten Tag und die flammende Nacht, die ich so sehr liebe.

Auf dem Hofe des Hauses der Träume wächst ein weißer Feigenbaum. Er spart mit seinem Schatten auf der von der Sonne bestrahlten Mauer. Das Haus hat Stufen ohne Geländer und zwischen ihnen wächst Gras. Auch hat es einen kühlen gepflasterten Flur, wo Gewehre hängen und zwischen ihnen hängt eine chinesische Laterne. Geflochtene Lehnstühle aus weißem Rohr stehen darin, die den Weg zum Zimmer künden.

Das Zimmer wird von einer alten Jungfer bewohnt, die lange Beine hat, eine flache Brust und eine helle Bluse mit einem Ausschnitt. Sie hat die Mutter nicht gekannt, die an dem gleichen Tage starb, an dem das Mädchen geboren wurde. Der Vater starb ihr vor zwei Jahren. Infolge religiöser Schwärmerei hat er ihr die schönsten Rosen abgerissen.

Auf der anderen Seite des Hofes sind in einem

kleinen Stall weiße Kaninchen. Es sind elektrische Tiere. Ihr hölzernes Häuschen haben sie ganz benagt. Die Querleiste an der Tür ist bereits ganz dünn und die Spuren ihrer scharfen Zähne sind auf ihr sichtbar.

Die Sonne senkt sich herab und beleuchtet andere sonderbare Dinge, zum Beispiel die gestreifte Katze, den großen grauen Kater, dessen Rücken sich krümmt, und dann die Spatzen und die Hunde an der Kette. Mich dünkt, das Mädchen denkt an Liebesbezeugungen. Sie wirbelt die Kaninchen durcheinander, bedauert die zukunfts Weibchen und streichelt das weiße, völlig ermattete Männchen. Ich bin überzeugt, daß sie die Hunde liebevoll betrachtet. Sie steht wohl aufmerksam am Fenster, mit aufrichtigem Blick und pochendem Herzen. Sie schämt sich, wenn sie das Spiel der Tiere sieht, und steht zitternd da, ertraut, all diese Dinge zu sehen, an denen sie nichts mehr verderben kann. Ich möchte sie auf den Mund küssen. Es wäre schön und so angenehm. Sie ist wohl sehr lieb, ich würde sie nicht anders berühren, als ihr gegenüber stehend und sie gegenüber mir. Ich würde den Kopf auf ihre Schulter legen und das Haar auf ihr Gesicht. Der Duft ihres dunkelroten Halses würde nach Fleisch riechen.

Ihre mütterlichen Bewegungen wären irgendwie wild und sie würde mich lieblosen, als wünsche sie einen Säugling. Dann würde ich sie bitten, sich zu mir auf die Erde zu setzen, dem Feigenbaum auf dem Hof gegenüber. Mir wäre heiß und rings um mich würde die Stille ein Glanz erhehlen. Ich würde in diesem Augenblick sterben, vielleicht vor Faulheit, vielleicht vor Liebe.

Von heute an kann ich in dem mit wildem Wein bewachsenen Hause unentwegt verweilen.

Aus dem Französischen von Grete Reiner

Die Baumrinde

Von MADGE OHE

Auch ein Baum hat ein rauhes Aeußeres, um sich zu schützen, auch ein Baum ist klug, da er weiß, daß er bergen muß, was nächst an seinem Herzen liegt; das Gesicht, damit er auf Wetter und Menschen blickt, ist rauh. Außer zur Zeit, da sein Lächeln zu Blättern wird.

Auch ein Baum weiß, daß man nicht immer lächeln kann; im Winter würde der kalte Nordwind sein Lächeln zu gebrechlichen, verwirrten Dingern machen; es gibt Zeiten, zu lächeln, doch nur Zeiten. Auch ein Baum weiß das.

Aus dem Amerikanischen von Otto F. Babler

genseitig ins Wasser. Und der Kleine sagte wieder:

„Komisch, daß sie nicht schreien!“

Nachdem sie sich einigermaßen wieder entwirrt und verteilt hatten — zuerst wohl nur deshalb — damit sie aus der Nähe der Toten entkommen — warf sie der Kleine mit einem Zündhölzchen zusammen und drängte sie wieder aneinander — und der Kampf begann von neuem. In dem wirren Haufen konnte man die einzelnen Fliegen fast gar nicht mehr unterscheiden. Ait-klug sagte der Kleine:

„So eng und still hockten sie dort am Kissen beieinander... bestimmt befanden sich unter ihnen Mütter und Kinder, und Bruder und Schwester. Nun aber kennen sie sich nicht mehr, der eine möchte den anderen am liebsten erschlagen!“

So kügelte er und stieß gleichzeitig mit dem Zündhölzchen gewissenhaft jede Fliege zurück, die sich aus dem Haufen befreit und mühevoll dem Ufer zugestremt hatte. So unterhielt er sich, bis sie langsam zu ermatten begannen; eine nach der anderen drückte Flügel und Flächen an den Körper und ließ den nasseschweren Kopf ins Wasser hängen. Und es ereignete sich etwas Wunderbares; so wie sie sich fürht und niederstießen, in diesen letzten Minuten näherten sie sich einander, drängten Körper an Körper, so daß inmitten des unruhigen Wassers sich schließlich ein einziger schwarzer Klumpen wiegte.

„Jetzt will ich Ihnen zeigen, wie eine Fliege in der Totenkammer stirbt!“

Er fing eine Fliege und ließ sie vorsichtig gerade in den Klumpen fallen. Die Fliege drehte sich einige Male schnell und stoßweise, hierauf hielt sie ganz still und schaute mit großen Augen.

„Sie hat erkannt, daß sie sich in einer Totenkammer befindet!“ sagte freudestrahlend der Kleine.

Sie gab sich einen wilden Stoß, in der Absicht sich zu heben, doch eine Welle stieß sie nur noch enger zwischen die Leichen, welche sie von allen Seiten umgaben. Mit ihren nassen, kalten Leibern stießen sie an das bischen Leben der Fliege und glotzten auf sie mit gläsernen Augen.

wissen Umständen etwas verzerrt erscheinen mochte.

Paul Souday hatte mehrere fixe Ideen oder, wenn man will, Steckpferde. Er widmete sich mit außerordentlicher Beständigkeit und Hartnäckigkeit der Verteidigung und Darstellung Victor Hugos, nicht nur auf dichterischem, sondern auch auf denkerischem Gebiete. Er stürzte sich mit herabgelassenem Visier und gefüllter Lanze auf jeden, der den großen Mann zu verletzen wagte. Man hätte sich gewiß für eine weniger gute Sache einsetzen können. Der große Romantiker ist oft ungerechterweise gelästert worden, er, der einer der größten Poeten aller Zeiten ist, daß man eine wahrhafte Genugtuung empfand beim Anblick einiger wohlgezierter Hiebe auf das Haupt seiner Verkleinerer. Aber vielleicht hat der Kritiker des „Temps“ Victor Hugo zu sehr mit allen Dingen in Zusammenhang gebracht.

Unter den zeitgenössischen Autoren war Paul Valéry, wenn man von zwei so verschiedenen Männern redend, so sagen darf, sein Victor Hugo. Er wurde nicht müde, ihn zu preisen, zu deuten und gegen seine Widersacher in Schutz zu nehmen. Auf philosophischem Gebiete setzte Souday sich für M. Meyerson ein, dessen Gedanken er dem großen Publikum erklärte. Er war einer der ersten, was als Beweis für seinen Scharfblick gelten darf, die das Bedeutende und Neue in dem Werke Marcel Prousts erfassen, zu einer Zeit, wo dieser noch fast unbeachtet war und sein Roman „Du côté de chez Swann“ fast gar keine Beachtung gefunden hatte. Er hatte ferner seinen Mut bewiesen, indem er die Dummheit jener Leute aufzeigte, die im Kriege Kunst und Denken mit der Politik verquickten wollten und sich töricht gegen die großen Deutschen der Vergangenheit, Kant, Goethe,

Wagner und viele andere wendeten, was ihm die stupiden Angriffe gewisser Zeitungen eingetragen hat. Dies hinderte ihn nicht daran, ein ausgezeichnetes Patriot zu sein und bei sich bietender Gelegenheit seine Meinung über die kaiserliche Regierung zu äußern.

Man hätte ihm eher vorwerfen können, daß er sich manchmal von seinen politischen Ideen in gewissen literarischen Urteilen beeinflussen lasse. Es gab da eine Neigung, die, wenn sie sich verstärkt hätte, für ihn hätte betrübliche Folgen zeitigen können. Aber man soll die Bedeutung seiner Vorurteile in dieser Hinsicht nicht übertreiben. Es ereignete sich oft, daß er auf diese Neigung reagieren mußte.

Zusammenfassend: Paul Souday war gewiß ein achtenswerter Kritiker. Es wird schwierig sein, ihn zu ersetzen, denn die Zahl der Menschen, die fähig sind, ein literarisches Feuilleton interessant zu gestalten, ist viel beschränkter als die meisten Leute glauben würden. Er war vielleicht vor allem ein großer Journalist und ein großer Polemiker. Er hielt es für seine vornehmste Pflicht, seine journalistische Mission würdig zu erfüllen. Daher hat er keine Zeit gefunden, viele Werke zu schreiben, (es heißt allerdings, daß außer den wenigen, die erschienen sind, noch zwei im Manuskript vorliegen). Er hatte vielleicht nicht unrecht damit. Viele Menschen meinen, daß sie durch Bücherschreiben auf die Nachwelt gelangen werden. Aber das ist zumeist eine pure Illusion. In der Masse der erscheinenden Werke fallen die meisten der Vergessenheit anheim. Das Wichtige ist nicht die Form, die man seinen Schriften verleiht, und wenn die Journalisten ein ephemeres Werk schaffen, so ist bei der Mehrzahl anderer Autoren das gleiche der Fall. Paul Souday hat sein Tageswerk gewissenhaft, aufrichtig, intelligent

und talentiert vollbracht. Indem er dies tat, hat er vielleicht das bessere Teil erwähnt.

Wenn der Tag sich neigt

Von Ottokar Winicky

Herr Kasimir Snopkiewicz hält „Journal“. Bereits das zweitemal in der Woche. Aber Dr. Thaddäus Morawiecki, der Jüngste des Departements X, hatte am Vormittag kurzweg erklärt, die Podgorzer Steele chase unter keinen Umständen versäumen zu dürfen, und so mußte Kasimir Snopkiewicz wie gewöhnlich einspringen. Wer denn sonst? Etwa der spielwütige Sekretär, der auf seine ständige Bridgepartie im Theatercafé hinaus wollte und den Journalisten in den öden Kanzleiräumen das Schulbeispiel einer ärarischen Schikane nennt? Oder der alternde, ein wenig unetete Oberst, der zur Ueberwachung seiner bildhübschen, leider jedoch viel unswärmeren Gattin auch noch die Vormittage benötigen würde? Snopkiewicz kommt es dagegen auf einige Bürostunden mehr nicht an, und außerdem ist es nicht seine Art, an den dienstlichen Vorkerungen auch die leiseste Kritik zu üben.

Still und unermüdet erfüllt er seine Pflicht und tut auch noch ein Erkleckliches darüber hinaus. Nicht als ob er ein Streber wäre! Nur noch zwei Jahre, drei Monate und vierzehn Tage, dann wird er den Abschied nehmen und geräuschlos verschwinden. Er, der trockene Alltagsmensch, das „Aktenstück“, dessen Kruste sich von Jahr zu Jahr verdichtet, wie sich erst neulich Dr. Morawiecki über ihn geäußert hatte.

„Eigentlich sind Sie der einzige, auf den ich mich zu jeder Zeit verlassen kann,“

glaubt ihm der Departementchef aufmuntern zu müssen.

Snopkiewicz hört die spöttischen Bemerkungen der Kollegen und die Worte der Anerkennung aus dem Munde des Amtsvorgesetzten. Mit der Gelassenheit, die ihm eigen ist, läßt er jeden gewahren, höchstens, daß ein verlorenes, schmerzliches Lächeln einen Augenblick seine Züge belebt, kurz genug, um von den meisten übersehen zu werden.

Dicht aneinander gedrängt hocken seine Träume an den Spätnachmittagen wie wunderliche Vögel auf einem Aste des Kirschaumes, der vor dem Fenster seiner Junggesellenwohnung draußen ein kümmerliches, unfruchtbares Dasein fristet. Aber wenn das Abendrot flammt, werden sie unruhig, rücken voneinander, ducken sich und fliegen geräuschlos hinaus in das klingende Schweigen der Unendlichkeit.

Tag um Tag geht er denselben Weg ins Büro, Tag um Tag denselben nach Hause. Wenn er des Morgens aus dem Hause tritt, in dem er wohnt, sieht er sich nach allen Seiten um, als ob er unschlüssig wäre, in welcher Richtung er sich diesmal entfernen solle. Aber er schlägt selbstverständlich immer wieder den alten Weg ein. Am Nachmittage, um drei, verläßt er das Amtsgebäude, der Torhüter grüßt, er erwidert den Gruß, dann schwenkt er nach rechts ab. Wie gewöhnlich. Um streng bei der Wahrheit zu bleiben: es ist wohl auch schon vorgekommen, daß er auf dem Hin- oder Rückwege in das Gäßchen hinter dem Theater abgesehen ist. Aber das ist bisher nur selten geschehen. Jedenfalls waren da irgendwelche seelische Erregungen die Ursache einer solchen Absonderlichkeit.